Der Durchblicker
- Nichts wirft mich um -

Don Gerard

Der Durchblicker

- Nichts wirft mich um -

Don Gerard

avant
editorial

Erste Ausgabe, August 2024
© Don Gerard, 2024

Jegliche Form der Vervielfältigung, Verbreitung, öffentlichen Wiedergabe oder Umgestaltung dieses Werks darf nur mit Genehmigung der Eigentümer erfolgen, es sei denn, dies ist gesetzlich anders geregelt. Bitte wenden Sie sich an das CEDRO (Centro Español de Derechos Reprográficos), wenn Sie einen Teil dieses Werks fotokopieren oder scannen möchten (www.conlicencia.com).

Gestaltung und Herausgabe:
Avant editorial
Avenida de Londres, 6, Portal 1, Ático A,
28500 Arganda (Madrid)
www.avanteditorial.com
info@avanteditorial.com
ISBN: 978-84-10236-92-9
IBIC: BGA
GESETZLICHE HINTERLEGUNG:
M-19846-2024

Bemerkung: Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden einige Namen der hier erwähnten Personen geändert oder abgekürzt, sowie Details im Zusammenhang mit verschiedenen Personen verändert.

«Es ist besser, zur Hölle zu gehen, indem man der eigenen Stimme folgt, als in den Himmel, indem man der Stimme des anderen folgt.»

«Ich bin dumm und hässlich, aber nicht so dumm, wie ich aussehe».

«Als junger Wassermann hört er Bruce Lee sagen: (BE WATER) sei Wasser, denn das ist das härteste Material der Welt, und er nimmt es wörtlich, so ist er eben!»

–1–

Der Junge sitzt oben am Ende der Treppe. Vor über einer Stunde hat er sich einen Schemel geholt, sich darauf gesetzt und seitdem kaum gerührt. Er wartet. In der Hand hält er eine Axt. Er starrt auf die steinernen Stufen vor sich, es sind zwölf. Von der letzten Stufe aus sind es zweieinhalb Meter bis zur Haustür. Irgendwann wird sich die Tür öffnen. Die Axt in den schmalen Jungenhänden wiegt schwer, aber sobald er den Schlüssel im Türschloss hört, wird er sie fest packen und aufstehen. Er wird ihn umbringen.

Der Junge ist neun Jahre alt. Dieser Junge bin ich und ich will meinen Vater töten.

Es ist nach Mitternacht. Er ist voll bis obenhin, war ja klar. Schwerfällig steigt er Stufe für Stufe nach oben, während seine Alkoholfahne schon bei mir angekommen ist. Ich stehe auf und umklammere den hölzernen Axtstiel. Noch acht Stufen, sieben, fünf, vier …, endlich hebt er den Kopf, sein Blick aus glasigen Augen sieht und sieht doch nicht. Vielleicht gibt es diesen Bruchteil einer Sekunde, in der er begreift, das Unbegreifliche begreift, bevor er würgt, sich wie ein Wurm krümmt und mit einem kräftigen Schwall erbricht. Es stinkt nach Alk und anderem Zeug. Nur wenige Sekunden, dann kommt´s ihm wieder hoch, der nächste Schwall tränkt seine Hosen, breitet sich über seine Schuhe, die Stufen aus. Er will weitergehen und rutscht auf seiner eigenen Kotze aus, verliert das Gleichgewicht und fällt rücklings die Treppe runter. Auf einmal breitet sich eine eigenartige Stille aus. Er liegt quer, den Kopf unten auf dem Boden, die Beine über die letzten Stufen ausgebreitet. Er schreit nicht, kein Ton kommt aus diesem Sack von Körper, er rührt sich nicht mehr.

Der Junge, der ich bin, steht da wie erstarrt und hat nur einen Gedanken: Hoffentlich ist er tot.

Das Schicksal hat es nicht gut mit uns gemeint. Das Schwein ist nicht krepiert. Er liegt ein paar Tage im Krankenhaus, leckt seine Wunden und lässt sich bemitleiden. Mit einer Gehirnerschütterung und ein paar Prellungen ist er nochmal davongekommen. Das darf nicht sein, das ist nicht gerecht, fand ich damals. Und das finde ich bis heute. Diesmal hatte er meine Mutter besonders schlimm zugerichtet, sie so brutal mit der Faust ins Gesicht geschlagen, dass ihre Brille kaputt ging und das Glas ihr ein Auge verletzte. Ich war zu Jan Peters nebenan gerannt, der rief den Krankenwagen und die Polizei.Mein Vater wird festgenommen. Auch ich muss mit auf die Polizeiwache, ein Bericht wird aufgenommen. So viele Fragen, ich bin durcheinander, muss antworten, denke aber nur an meine Mutter. Was ist mit ihr? Lebt sie überhaupt? In meinem Kopf gibt es nur noch das eine Bild: ihr Körper, der sich auf dem Küchenboden krümmt, ihr Gesicht blutüberströmt, und auch das Schreien, die Geräusche der Gewalt sind in diesem Bild. «Ich will zu meiner Mutter.»Die Polizei fährt mich beim Krankenhaus vorbei, damit ich sie sehen kann. Sie liegt da mit einem dicken Verband im Gesicht, am Kinn ist ein Bluterguss, ein Schlauch steckt in ihrer Hand, der Arm voll mit blauen Flecken und Striemen. Ich möchte bei ihr bleiben, darf aber nicht. «Ich bringe ihn um», sage ich zu ihr, bevor ich gehe.

Zu Hause muss ich mich um meine kleinen Brüder kümmern, Henk ist sechs, Ernst erst vier. «Wo ist die Mama?» Ich mache ihnen Butterbrote und koche Tee. Am nächsten Tag kommt die Nachbarin vorbei und fragt, ob wir zurechtkommen, einmal bringt sie etwas Warmes zu essen. Wir kommen zurecht, Hauptsache, er ist nicht da. Aber schon nach wenigen Tagen lässt man ihn wieder frei, weil seine Frau keine Anzeige erstattet. Er zieht ein frisches Hemd an und haut wieder ab, besäuft sich wie fast jeden Abend, als wäre nichts Besonderes passiert. Nur in meinem Kopf, da passiert etwas.

–2–

Er, den ich nie Vater nennen will, er ist all das, was ich hasse: ein Feigling und Lügner, ein Dieb, ein Frauenschläger und Fremdgänger, ein Angeber. Es ist noch nicht lange her, da hat er mit den Nazis kollaboriert, war sogar bei der deutschen Wehrmacht gewesen. Dabei war sein Vater Jude! Und dessen schöne Frau, die Großmutter, die ich nie kennenlernen durfte, wurde von Nazis ermordet. Als man SS-Leute gegen Kriegsende und in den Jahren danach in Holland jagte, nahmen sie Frauen und Kinder als Geiseln und hatten selbstredend keinerlei Bedenken, diese zu erschießen. Meine Großmutter war eine von ihnen. Als ich größer wurde und mehr begriff, konnte ich verstehen, dass mein Großvater seinen Sohn auf die Straße gesetzt hatte und nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte.

Ich nenne ihn für mich nur den «Erzeuger». Obwohl das möglicherweise sogar zweifelhaft ist. Zumindest hätte ich das gerne, denn ich habe mich ihm nie zugehörig gefühlt. Es gibt keine emotionale Bindung zwischen uns, bis auf eine: den Hass.Am 19. Februar 1946 wurde ich in einem amerikanischen Auffanglager an der deutsch-holländischen Grenze geboren. Es kann durchaus sein, dass meine Mutter wie so viele andere Frauen in den Kriegs- und Nachkriegswirren vergewaltigt worden war. Vielleicht ist das ein Grund, warum mein Vater mich nicht mag. Kinder spüren so etwas. Und meine Mutter? Liebt sie mich? Mir wurde erzählt, dass sie bei meiner Geburt nicht genug Milch hatte, um mich zu stillen. Meine Oma besorgte eine Amme, denn ich brüllte so lange, bis ich einen Nabelbruch bekam. Liebt sie mich? Ich weiß es nicht. Vielleicht will sie es, versucht es, aber seine körperliche Gewalt steht zwischen uns und hält sie davon ab, Mutterliebe zu zeigen. Jedenfalls kann ich mich an keine Zärtlichkeit, keine Umarmung erinnern. Hätte ich ihn damals wirklich umgebracht

oder hätte er sich das Genick gebrochen, in unserer Familie wäre einiges anders gelaufen, das ist sicher.Dass ich in einem Lager geboren wurde, erfahre ich erst später. Meine deutsche Oma, also die Mutter meiner Mutter, hatte dafür gesorgt, dass in meiner Geburtsurkunde der 19.2.1946 als Geburtsdatum und Südhorsten als Geburtsort standen. Auf den Dörfern regelte man so etwas damals auf eher unkonventionelle Art. Wahrscheinlich habe ich es einem amerikanischen Krankenhaus zu verdanken, dass ich überhaupt überlebt habe. Ich kam mit sieben Monaten als Frühchen zur Welt, die Ärzte sahen kaum Chancen, dass dieses schwache Baby die nächsten Tage überstehen würde. So begann mein Leben mit einem Kampf, den ich unbedingt gewinnen wollte. Ich reklamierte mein Recht, auf dieser Welt zu sein, zu wachsen und zu lernen. Rückblickend kann ich heute sagen, dass sich dieser Kampf durch mein gesamtes Leben zieht. Aber habe ich ihn immer gewonnen?

Es gibt ein einziges Foto von mir als Kleinkind. Darauf sieht man ein «Mädchen» in einem Kleidchen, die langen blonden Locken fallen ihm über die Schultern. Offensichtlich will man aus dem Jungen ein Mädchen machen. Warum nur? Ich bin doch ein Junge!

Ein Junge, geboren an einer Grenze, in mir vereinen sich die Gene holländischer und deutscher Vorfahren. Die holländischen Großeltern habe ich leider nie kennengelernt. Mein Opa muss mich aber als Baby gesehen haben. Und vielleicht war er einer der wenigen Menschen, die mich geliebt haben.

Im Jahr 2011, also vor über zehn Jahren, stoße ich durch einen merkwürdigen Zufall wieder auf ihn. Ich bin zu Besuch in Rotterdam, um meiner damaligen Partnerin die Stadt zu zeigen, in der ich aufgewachsen war. Bei dieser Gelegenheit frage ich nach einem guten Tabakgeschäft, denn ich möchte Zigarren kaufen. Man schickt mich zu einem dieser alt eingesessenen Geschäfte im Zentrum, das, wenn man es betritt, das Herz eines so leidenschaftlichen Zigarrenrauchers wie ich einer bin, höher schlagen lässt. Da ich eine Weile mit dem Aussuchen der Zigarren beschäftigt sein werde, setzt sich meine Freundin an einen Tisch im vorderen Teil des Ladens, wo man auch Kaffee bekommt. Ich bestelle mehrere Kisten Zigarren, die dann geliefert werden sollen, und lege meine Visitenkarte auf die Theke.

Während der Verkäufer die Bestellung bearbeitet, setze ich mich zu ihr an den Tisch und warte. Kurz darauf betritt ein älterer Herr mit weißen Haaren den Laden. Ich beobachte, wie er plötzlich auf meine Visitenkarte deutet und mit dem Verkäufer redet. Der sagt etwas und der Mann dreht sich nach uns um. Was hat das denn zu bedeuten? Er kommt zu unserem Tisch. «Sie heißen Gerard Dumoulin?» «Ja», antwortete ich. «Ich kannte einen Gerard Dumoulin, als ich jung war. Sind Sie vielleicht verwandt mit dem?» «Kann sein. Mein Großvater hieß so.» Der Mann nickt. «Ja, das muss er sein. Der Jood von Rotterdam wurde er genannt.» Wenn das kein Zufall ist! Nach einem halben Jahrhundert besuche ich diese Stadt und treffe jemanden, der meinen Opa kannte. Den ich zwar nie kennenlernen konnte, dem ich aber angeblich so ähnlich bin.

Meine Großeltern mütterlicherseits lebten in Meinefeld bei Südhorsten, einem kleinen Ort irgendwo in Niedersachen. Oma Auguste war die einzige Person in meiner Kindheit und Jugend, die sich wirklich um mich gekümmert hat, die sich gesorgt und mir – was mir später erst richtig bewusst wurde – Liebe entgegengebracht hat. Durch sie habe ich ein Zuhause gehabt. Was wäre aus mir geworden, wenn ich ab dem 12. Lebensjahr nicht in die Obhut dieser Frau gekommen wäre? Einiges wäre in meinem Leben entschieden anders gelaufen. Und sicher nicht besser.

Zum deutschen Opa kappte ich schon nach kurzer Zeit jegliche emotionale Verbindung. Grund war eigentlich ein blödes Missverständnis. Als mein Bruder ihm eine Frage stellte, die der Opa nicht verstand, wollte ich helfen, weil ich schon ein bisschen besser Deutsch konnte, und sagte: «Der Opa ist een beetje doof», was auf Holländisch nichts anderes bedeutet, als dass der Opa schwerhörig ist. Er machte sich nicht die Mühe, den Jungen zu verstehen oder nachzufragen, er nahm einen Schuster-Spannriemen aus hartem Leder und schlug damit zu, bis mein Arsch blutig war. Danach saß ich bei der Oma auf einem Kissen und sie behandelte die Wunden mit einer Creme. Auch wenn das keine Entschuldigung ist, er war ein dummer Mann. Er konnte nicht mal schreiben. Als Findelkind in Berlin wurde er in ein Waisenhaus, und später zum Arbeiten in die Bergbauminen gesteckt. Er konnte zwar nicht schreiben, war aber während des Ersten

Weltkriegs Anführer eines Reiter-Corps. Meine Oma erzählte mir später, er habe mal mit seinen Mannen ein Tanzlokal kurz und klein geschlagen, weil sie mit einem anderen tanzte. Er war ein rauer Mann. Erst als Erwachsener begriff ich, was für ein schlimmes Schicksal er als Kind eigentlich hatte und konnte ihn ein bisschen verstehen.

Doch damals war dieses Bestraft- und Geschlagenwerden für ein Vergehen, das ich nicht begangen hatte, ja, im Gegenteil, für meine eigentlich «guten» Absichten, eine von vielen Ungerechtigkeiten, die ich als Kind und auch in meinem weiteren Leben erfahren musste. Um mich zu schützen, ging ich auf Abwehr, und Wut half mir dabei, konsequent zu bleiben, sogar Hass konnte sich da entwickeln. Dieser Schutzpanzer trug mich durchs Leben, einem Krieger gleich sollte er mich unangreifbar und stark machen. Mit diesem Panzer war ich Gerard, und Gerard bedeutet: der «Entschlossene», der «Starke», «der tapfere Jäger mit dem Speer». Darin verborgen aber dieses Ich, das nur der zu sehen bekommt, den ich liebe – mein Sohn.

Wir leben im Hafenzentrum von Rotterdam, in Nachbarschaft zu den größten Schiffen. Wind bläst durch die Gassen und ein Geruch von Welt weht, mit Diesel vermischt, in unser Haus, wo fünf Menschen leben, die man als Familie Dumoulin bezeichnet. Meine Mutter, mein Vater, meine beiden Brüder und ich. Dieses Haus in der Rösener Manzstraat ist eines der typischen holländischen Häuser, schmal, mit zwei Stockwerken. Wir wohnen im ersten Stock, oben unterm Dach schlafe ich mit meinen Brüdern.

Obwohl ich meine ersten zwölf Jahre dort gelebt habe, habe ich wenig Erinnerung daran. Vielleicht, weil ich es nie als Zuhause empfunden habe. Es gibt keine Rituale, keine Gemütlichkeit, kein Lachen. Wenn wir uns alle zum Essen um den Tisch versammeln, müssen wir warten, bis *er* sich hinsetzt. Er bedient sich zuerst. Er häuft sich seinen Teller voll, erst dann darf meine Mutter das übriggebliebene Essen auf sich und ihre Kinder verteilen. Ich bin der Älteste, meine Portionen sind aber nicht größer als die vom Kleinsten. Nie werde ich satt.

Ich erinnere mich besonders an ein Weihnachten. In Holland ist es der 6. Dezember. Ich werde wieder mal verprügelt. Der Grund: ich

erkenne in der Verkleidung des Santa Claas einen unserer Nachbarn und sage, dass das gar nicht der Nikolaus, sondern der Erik Noorlander ist. Ich sage immer die Wahrheit, ich lüge nicht. Dass ich dafür bestraft werde, hindert mich nicht daran, auch weiterhin die Wahrheit zu sagen. Sie ist das Einzige, an das ich mich halten kann, das mir Halt gibt. Die Wahrheit unterscheidet mich von meinen Erzeugern.

Wenn einer meiner Brüder etwas anstellt, bin ich es immer, der fällig ist. Bin ja der Älteste. Ich ertrage es, aber innerlich empöre ich mich gegen die Ungerechtigkeit der Erwachsenen. Ich hasse ihn, diesen Kerl, der mich schlägt, und weiß schon früh, dass der Tag kommen wird, an dem ich zurückschlagen werde. Mein Hass macht mich stark und hilft mir, durchzuhalten. Meine Mutter, die die Ungerechtigkeiten still hinnimmt, die nie eingreift oder Partei für mich ergreift, kann ich nicht hassen. Sie ist meine Mutter, und sie wird, wie ich, geschlagen. Sie muss ich beschützen.

An eine andere Begebenheit erinnere ich mich deutlich. Ich muss sechs Jahre alt gewesen sein und halte mich gerade draußen vor dem Haus auf, als er mich ruft. Er drückt mir einen Gulden in die Hand und schickt mich ins Zentrum, damit ich eine Briefmarke kaufe. Ich laufe schnell. Bevor ich das Geschäft betrete, merke ich, dass der Gulden nicht mehr in meiner Hosentasche ist. Ich drehe alles dreimal um, gehe ein gutes Stück zurück und werde immer verzweifelter, weil ich ihn verloren habe. Ich weiß, dass er mich schlagen wird, ich überlege fieberhaft, was ich machen kann. Es fühlt sich alles so schlimm und ausweglos an, dass ich zu heulen anfange. Und dann passiert etwas, womit ich überhaupt nicht gerechnet habe. Ein Mann fragt mich, was los sei. Ich erzähle es ihm, und er schenkt mir einen Gulden. Von außen betrachtet, ist dieses kleine Erlebnis vielleicht nichts Besonderes, aber für mich ist es damals wie ein Wunder – ein Mensch, der freundlich und gut ist und mir hilft. So etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Bis zu meinem siebten Lebensjahr streife ich nachmittags draußen umher, draußen sein ist besser als mit *dem* unter einer Decke. Ich bin immer allein, denn Freunde habe ich keine, niemanden, dem ich mich anvertrauen kann. Ich lerne früh, dies als Tatsache hinzunehmen. In der Schule werde ich als der «Mof», der Deutsche, beschimpft, weil meine Mutter Deutsche ist. Später in Deutschland werde ich dann der «Kaaskopp» sein. Ich konnte es eben noch nie

jemandem recht machen. Dass solche Hänseleien an mir abprallen, habe ich wohl dem Schutzpanzer zu verdanken, der mit mir wächst und zusehends stärker wird.

Einmal mache ich den Versuch, zu einer Kinderbande zu gehören. Sie sind etwas älter als ich und stehlen amerikanischen Soldaten, die betrunken in den Hauseingängen liegen, die Zigaretten aus der Tasche. Ich mag das nicht. Zum einen interessieren mich Zigaretten nicht, zum anderen stößt es mich ab, die Leute zu beklauen. Die Bande bricht auch auf dem Rangierbahnhof Waggons auf, klaut Orangen. Erst mache ich halbherzig mit, wende mich dann aber schnell wieder ab. Mich vermisst auch keiner.

Wenn ich über den Visseriplein Richtung Piet-Heinsplaan gehe, sehe ich schon von Weitem den Wagen, wo Pommes frites verkauft werden. 10 Fl-Cent kosten sie. 10 Fl-Cent, die ich nicht habe. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Ich habe Hunger. Ich habe immer Hunger. Ich sehe, wie meine Schulkollegen sich manchmal eine Tüte kaufen und sich die heißen Fritten in den Mund schieben. Ich bin sieben Jahre alt und möchte Geld verdienen, damit ich mir wie die anderen das auch kaufen kann. Aber nicht aus purem Vergnügen, sondern weil ich instinktiv spüre, dass ich einen Mangel habe und Nahrung brauche. Und ich möchte Geld verdienen, weil ich nicht so sein will wie er, den ich Vater nennen muss, der mal arbeitet und mal nicht, weil er lieber rumliegt, meine Mutter schlägt oder zum Saufen in die Kneipe geht.

Mit sieben Jahren wünsche ich mir also selbstständig zu sein. Ich weiß, dass ich für mich sorgen muss, denn meine Eltern tun es nicht. Es beginnt ein Überlebenskampf. Ich habe keine Freunde und spiele nicht draußen, die freien Nachmittage und in den Ferien kann ich also arbeiten. Ich werde Geld sparen, und dann …, und dann haue ich ab.

In der Heemskerkstraat, nicht weit von unserer Wohnung entfernt, gibt es eine Schokoladenfabrik. Da frage ich, ob ich in den Ferien arbeiten kann. Damals hatte man keine Bedenken, einen Siebenjährigen für sich arbeiten zu lassen. Als die Ferien beginnen, fange ich an. Es ist ein dunkler Ort, in dem ich viele Stunden stehe und mit Handschuhen Pralinen in Kästen einsortieren muss. Am dritten Tag traue ich mich und frage den Chef, ob ich mal eine Praline essen

dürfte. «Eine?! Du darfst essen, so viel du willst», lacht der Mann. Er weiß sicher, dass das kein großer Verlust sein wird, denn es passiert, was unweigerlich passieren muss: Ich stopfe mich voll. So was Gutes habe ich ja auch noch nie gegessen! Es dauert keine halbe Stunde, da wird mir dermaßen schlecht, dass ich rausrennen muss und alles wieder von mir gebe. Für viele Jahre bin ich von süßen Versuchungen geheilt. Natürlich nur die Schoko-Versuchungen. Anderen habe ich mich durchaus und sehr gerne hingegeben ...

Als ich am Wochenende mein erstes, selbst verdientes Geld in die Hand bekomme, bin ich wahnsinnig stolz. Leider dauert das tolle Gefühl nur so lange an wie der Weg nach Hause: 15 Minuten. Mein Vater knöpft mir das Geld sofort ab. Für 10, 12 Gulden habe ich eine Woche gearbeitet, er hat sich in der Kneipe dafür ein paar Bier und Schnäpse gegönnt, vielleicht einer Schlampe noch was ausgegeben. An jedem Wochenende ist es das Gleiche. Ich komme mit meinem Lohn nach Hause und er nimmt ihn mir ab. Bald habe ich keine Lust mehr. Umsonst will ich nicht arbeiten, und schon gar nicht für ihn.

In einem Frühjahr, ich bin etwa neun oder zehn, bekommt mein Vater Arbeit in einer Schlachterei. Die suchen dort gerade Leute. Ich sehe, wie er am Wochenende Fleischpakete mit nach Hause bringt und denke sofort: Das möchte ich auch, dann habe ich am Wochenende auch etwas Richtiges zu essen. Der Schlachthof am Hafen ist nicht weit, ich laufe hin und spreche einen Mann an, der wohl etwas zu sagen hat. Ob ich aushelfen dürfe. Er sieht mich an. «Das ist aber keine leichte Arbeit», sagt er, «du musst auch Schweinehälften schleppen, und die sind verdammt schwer.» «Das kann ich», sage ich einfach. Nie würde ich zugeben, dass ich für irgendetwas zu schwach bin. Ich bin klein, aber drahtig, und zäh. Ich bekomme den Job. Und samstags wird auch mir das begehrte Fresspaket mit Fleisch und Wurst fürs Wochenende ausgehändigt. Davon habe ich allerdings nichts. *Er* isst das Fleisch. Er isst mehr, als er braucht und kann, während er für seine Kinder nur die Fettkrause abschneidet. Bis heute kann ich kein Fett essen, es ekelt mich, wenn ich es nur sehe.

Ich bekomme einen Aushilfslohn. In der Metzgerei wissen sie, was ich für einen Vater habe und stecken mir manchmal etwas zu. Von dem Geld lasse ich einen Teil in meinem Spind in der Metzgerei, so kann ich ein bisschen sparen oder mir auch etwas zu essen kaufen.

Manchmal sogar «een Haring» für 25 Cent. Den packt man bei der Schwanzflosse und isst ihn, angefangen mit dem Kopf, Stück für Stück. Vielleicht ist das ein glücklicher Moment, wenn ich auf diesem schmackhaften Stück Fischfleisch kaue und das Hungergefühl aufhört. Oder so etwas Ähnliches. Denn ich weiß nicht, wie das ist, wenn man glücklich und fröhlich ist, wenn man sich freut, so wie andere Kinder sich manchmal freuen.

Gearbeitet habe ich in der Schlachterei übrigens länger als mein Vater, mindestens ein Jahr. Jeden Nachmittag. Er hat immer nur ein großes Maul und tönt herum, aber er hält es auf keiner Arbeit aus, der faule Sack. Ich bin nicht wie er.

Warum hat meine Mutter diesen Mann geheiratet? Eine Frage, die ich mir immer wieder stelle und die doch keine Antwort findet. Sie ist eine attraktive Frau. Und er, «das ist der Deibel», wie seine Schwiegermutter immer sagt. Sicher nicht nur, weil er tatsächlich einen Klumpfuß hat. So etwas nennt man wohl Ironie des Schicksals. Was für ein Kerl er ist, sieht man schon daran, was er in der Hochzeitsnacht getan hat, in dieser Nacht, die für ein junges Paar ja besonders schön sein sollte. Sie findet unter dem Dach der deutschen Großeltern statt. Und was tut der frisch gebackene Schwiegersohn? Er besäuft sich den ganzen Abend, nimmt sich das Geld aus der Kasse des kleinen Lebensmittelladens seiner Schwiegermutter und vergnügt sich irgendwo mit ihrer Angestellten. Meine Mutter wird einen hohen Preis zahlen dafür, dass sie bei ihm bleibt. Ganz zu schweigen von ihren Kindern.

Lange wohnen sie nicht in Meinefeld. Mein Vater versucht halbherzig, selber ein Lebensmittelgeschäft aufzuziehen, ist aber zu faul zum Arbeiten, und Deutsch spricht er auch kaum. Stattdessen macht er einen Haufen Schulden und sucht dann lieber das Weite. Sie ziehen nach Rotterdam, und manchmal glaube ich, das hat auch seinen Grund darin, dass mein Vater in seiner Familie der Boss sein will. Im Haus der Schwiegereltern ist er es nicht. Aber hier hat er die Gewalt und die Kontrolle über seine Frau und seine Kinder, hier bestimmt er, hier macht er, was er will.

Eines Morgens laufe ich wie immer schnell die Treppe runter, um zur Schule zu gehen. Platsch! Ich liege im Wasser. Das ganze

Erdgeschoss ist überschwemmt, das Wasser reicht mir bis über die Knie. Oben an der Treppe erscheint meine Mutter. Ich soll schnell wieder hochkommen. Es ist der Januar 1953, die Deiche sind gebrochen. Erst kapiere ich gar nichts, ich weiß nicht mal, was ein Deich ist. Durch einen heftigen Sturm ist der Meeresspiegel gestiegen. Das Meer ist zu uns gekommen. Wir können nicht raus. Wo die Straße war, fließt jetzt ein Fluss am Haus vorbei, und in dem Wasser schwimmen Gegenstände, Äste, Menschen, Leiber. Und wir hocken alle da oben, es ist kalt und klamm in der Wohnung ist, der Kohleofen ist irgendwann auch aus, denn wir können ja keine Kohlen aus dem Keller holen. Nach drei Tagen kommen Soldaten und evakuieren uns. Wir müssen ein paar Sachen zusammenpacken, dann werden wir in Militärlastwagen zu einer Schule gefahren. Draußen stinkt es fürchterlich, überall werden leblose Körper in Kisten gesteckt und Henk fragt immer wieder, warum die das machen, die Leute können sich da drin doch nicht bewegen. In einer Aula stehen Feldbetten in dichten Reihen, alles läuft durcheinander, wir sehen auch Bekannte, Nachbarn, die sich notdürftig einrichten. Einige Tage müssen wir dort bleiben. Mit sieben Jahren erlebe ich das Ganze wie ein Abenteuer. Erst später weiß ich, dass das eine Katastrophe, die schlimmste Nordsee-Sturmflut gewesen war, und nicht nur die niederländische, sondern auch die englische und belgische Küste betroffen hat. Insgesamt starben weit über 2000 Menschen.

Ich bin acht Jahre, als von einem Großonkel in Amerika gesprochen wird, was mich hellhörig macht. Er soll in Chicago eine große Konditorei haben. Ich spitze meine Ohren, damit mir auch nichts entgeht und fasse bald einen Entschluss: Ich haue ab. Ich will nicht mehr unter einem Dach mit diesem Mann wohnen. Ich begreife nicht, warum meine Mutter sich so behandeln lässt, ich begreife nicht und verzweifle fast daran. Aber dieser Großonkel? Bei dem könnte ich doch wohnen und nach der Schule in seiner Konditorei arbeiten. Ich werde auf ein Schiff gehen und zu ihm fahren. Ganz einfach.In einer Nacht stehe ich also leise auf, ziehe meine Sachen an und verlasse das Haus. Ich nehme nichts mit, denn bei diesem Onkel brauche ich ja nichts, denke ich. Ich laufe durch die stillen dunklen Straßen. Der Weg bis zum Hafen kommt mir lang vor, dabei sind es nicht mehr als zehn

Minuten. Dann sehe ich den Kutter an einer der Anlegestellen. Die Motoren laufen schon, der fährt sicher gleich ab. Kein Mensch weit und breit, der Moment ist günstig und ich klettere über die Reling. Ich suche mir einen Platz in einer dunklen Ecke, man muss mich ja nicht gleich sehen. Irgendwann höre ich Stimmen, es rumpelt und klappert, Männer rufen sich etwas zu, der Kutter kommt endlich in Bewegung. Es geht los. Amerika! Bestimmt wohnt der Onkel in einem großen Haus, schöne Frauen kommen in seine Konditorei und kaufen ein, und ich darf sie bedienen. Ich male mir alles in den schönsten Farben aus, und darüber muss ich wohl eingenickt sein. Als ich aufwache, ist es immer noch dunkel. Oder schon wieder? Meine Kleidung ist klamm, Hände und Füße kann ich kaum bewegen. Es kommt mir vor, als wären wir schon endlos lange unterwegs. Ich komme also aus meinem Versteck heraus. Den nächsten Matrosen, den ich sehe, frage ich: «Sind wir bald da?» Der Mann macht große Augen und starrt mich an, als wäre ich eine Erscheinung. «Was?» «Wann sind wir denn in Amerika?» Er fängt an zu lachen, der kriegt sich gar nicht mehr ein. «Soso, nach Amerika will de Jong.» Er zeigt auf die Lichter des Hafens, den wir gerade ansteuern. «In Hoek van Holland sind wir gleich! Und da gehst du man schön wieder von Bord.» Ich kann nicht glauben, dass wir nur bis zum Rotterdamer Fährhafen gekommen sind, mir kam es wie eine halbe Weltreise vor. Die Seeleute geben mir etwas zu essen und eine warme Decke. Als wir anlegen, steht schon die Hafenpolizei da. Dieser Ausflug ist wohl ins Wasser gefallen. Als wir in der Nacht zu Hause ankommen, ist klar, was mich erwartet. Sogar mein Bruder Henk heult oben, nur vom Zuhören. Na ja, totgeschlagen hat mich das Schwein nicht.

Es muss kurz danach, wahrscheinlich in den Ferien, gewesen sein, denn ich bin noch acht, als ich alleine in einen Zug gesetzt werde. Um meinen Hals hängt ein Schild, auf dem «Stadthagen» steht. Warum ich «weggeschickt» werde, weiß ich nicht mehr, ich war noch nie von zu Hause weg. Vielleicht, weil ich abgehauen bin, oder weil meine Oma will, dass ich komme?

Die Reise geht über die Grenze nach Deutschland. Meine Großeltern, die ich noch nicht kenne, sollen mich in Stadthagen abholen. Ich bin aufgeregt, ich bin noch nie Zug gefahren. Der Zug hält immer wieder an und steht dann ziemlich lange, hat wohl Verspätung.